

1.

„Wir haben uns im Traum kennengelernt.“

Petras tritt unter dem Tisch traf ihn natürlich zu spät. Die Worte waren bereits heraus und hallten in seinem Kopf nach. Marcus hatte den Versuch von Petras Mutter das unangenehme Schweigen zu durchbrechen offensichtlich versaut. Wenn er auch noch nicht ganz genau wusste, wieso. Sie lächelte ihn zwar noch immer aufmunternd an – ihr Gesichtsausdruck geriet aber mehr und mehr zur Maske.

Petra hatte ihren Blick auf das Weinglas vor ihr gesenkt, das sie fest umklammert hielt. Seine Freundin war hier bei ihren Eltern wie ausgewechselt. Die sonst so muntere und selbstbewusste Frau hatte sich in ein schüchternes Mädchen verwandelt.

„Geht man heutzutage etwa nicht mehr tanzen?“ Nach der gebrummelten Begrüßung war das der erste Satz, den Petras Vater an diesem Abend von sich gab.

„Du weißt doch, wie die jungen Leute heutzutage sind.“ Franziska Arminius fasste ihrem Mann beschwichtigend an den Arm. „Das ist heute eben alles ein bisschen anders als früher.“

„Daran sieht man nur, was die Jugend heute für Flausen im Kopf hat!“ Speicheltropfen flogen quer über den Tisch, als der alte Mann sich schwerfällig aufrichtete und die Küche mit seiner lauten Stimme erfüllte.

Marcus zuckte unwillkürlich zusammen. *Dabei ist er gar nicht so alt*, schoss es ihm durch den Kopf. *Wilhelm – er hieß doch Wilhelm? – wird höchstens 50 sein.*

„Zu unserer Zeit haben sich Menschen noch um die echte Welt gekümmert und nicht um so einen ... Elfenkram.“ Wie zur Bestätigung ließ er den Stumpf seines linken Unterarms auf die Tischplatte krachen. „Mit Traumtänzereien hätten wir damals den Krieg nicht gewonnen. Die jungen Leute wissen doch gar nicht mehr, wie das wahre Leben ist. Euch wurde ja alles in die Wiege gelegt. Und

das ist nicht gut für die Gesellschaft. Für mich ist diese Träumerei eine Wohlstandskrankheit. Und an der werden wir noch mal zugrunde gehen.“

Marcus schaute sich verstohlen um, doch weder Petra noch ihre Mutter gewährten ihm Augenkontakt. Wie sollte er sich jetzt verhalten? Er merkte, dass er am ganzen Körper angespannt war – wie ein Tier in Bedrängnis. Auch wenn es natürlich nicht um Leben oder Tod ging, fällte sein Körper fast instinktiv die Entscheidung, ob totstellen oder die Flucht nach vorn die bessere Überlebenstaktik war. Er wählte letzteres.

Er räusperte sich und sagte: „Soweit ich weiß, wurde im Krieg mit Träumen für die abhörsichere Nachrichtenübermittlung experimentiert. Das soll sogar entscheidend zum Sieg beigetragen haben, da die Vampire ...“

Wieder krachte der Stumpf auf den Tisch und diesmal brüllte Wilhelm Arminius: „Soweit du weißt? Soweit du weißt? Du weißt gar nichts über den Krieg, Bürschchen! Und wage es nicht, mich über den Krieg belehren zu wollen!“

Auch wenn es wohl zu spät war, entschied sich Marcus' Instinkt jetzt spontan zu totstellen um. Er tat es den beiden Frauen nach und blickte auf seinen Teller während Wilhelm seine Ansprache fortsetzte.

„Ich habe in diesem Krieg gekämpft, zehn verdammte Jahre lang. Er hat mir den Vater, meine Brüder und zahllose Kameraden genommen. Er hat mich die Hand und meine Gesundheit gekostet. Und soll ich dir sagen, wie wir diesen Krieg gewonnen haben?

Weil fast drei Menschengenerationen gekämpft haben, tapfer gekämpft haben. Mein Großvater hat zu Anfang noch zu Pferd und mit dem Säbel in der Hand Ostfranken von den verdammten Blutsaugern zurückerobert, sie in ihre Burgen zurückgetrieben. Mein Vater verreckte in Böhmen in den Schützengräben bei der Verteidigung unserer Grenzen.

Ich war gerade mit der Schule durch, als die Vampire es wieder versuchten. Aber ich habe mich nicht mit Träumereien aufgehalten. Ich habe mich gemeldet

und bin in den Zug nach Osten gestiegen. Zehn Jahre habe ich mithrasgefällig mein Land verteidigt, meine Heimat und meine Familie.

Wir haben ihnen alles entgegengeworfen, was wir hatten. Unsere Soldaten, unsere Kanonen, unsere Züge, unsere Panzer, unsere Luftschiffe, unsere Flugzeuge. Das hat uns den Sieg beschert. Keine vampirischen Gedankentricks und keine weibische Magie.“

Eine Weile war nur noch der Atem des Mannes zu hören. Marcus wagte es daher, seinen Kopf zu heben und in die Runde zu blicken. Dabei traf ihn genau der Blick von Petras Vater. Marcus war einen Moment wie gebannt von den graublauen Augen.

Wilhelm sprach nun so leise, dass es gegen das Gebrüll von eben fast wie Flüstern schien: „Und ihr Jungen bringt diese Entschlossenheit nicht mehr auf. Ihr seid zu weich. Deswegen werdet ihr auch Untergehen, wenn die Vampire zurückkehren.“

„Papa!“

Petras Ausruf löste den Bann. Marcus blickte erleichtert seine Freundin an.

„Fang nicht wieder von diesem Unsinn an!“, sagte sie. „Die Vampire sind besiegt. Ihre Fürsten wurden allesamt verurteilt und hingerichtet. Das Transsilvanische Reich ist zerschlagen und das Kernland ist seit 20 Jahren von den Alliierten besetzt. Sie kehren nicht zurück!“

Wieder Schweigen. Doch die Spannung in der Luft war noch lange nicht gelöst. Das spürte Marcus ganz deutlich.

Mit zusammengekniffenen Augen ergriff Wilhelm schließlich wieder das Wort: „Und das weiß meine ach so kluge Tochter ganz genau, was?“

Mit jedem Wort wurde er wieder lauter.

„Warst du etwa dabei? Ach nein! Die feine Dame studiert ja jetzt Geschichte. Glaubst du etwa, dass sie euch da die Wahrheit erzählen?“

Ich war dabei, mein Fräulein. Mir haben sie bei der Belagerung von Graf Vadims Schloss die Hand abgeschossen und dort haben sie mir ihr dreckiges

Gas in die Lungen geblasen. Ich habe gesehen, wie sie ihn abgeholt haben. Dieses leuchtende Ding kam direkt aus dem Himmel, landete hinter den Burgmauern und verschwand nach einer Weile wieder. Als wir die Burg schließlich stürmten, war Vadim nicht mehr da. Und er war einer der geringeren Grafen. Die paar, die sie nachher erwischte haben, waren Bauernopfer. Die anderen lauern noch alle in ihrem Versteck.“

Seine Rede erstarb mit den letzten Worten geradezu, als verlasse ihn mit jeder weiteren Silbe die Kraft. Wieder herrschte betretenes Schweigen – doch diesmal waren die Blicke der Frauen eher mitleidig.

Wilhelm versank wieder in seinem Stuhl.

„Ich hol dann mal den Nachtsch“, sagte seine Frau.

Vier Stunden später lag Marcus reglos in dem schmalen Bett in Petras ehemaligem Kinderzimmer. An Schlaf war nicht zu denken. Wilhelms Gebrüll hallte noch immer durch die Wohnung – nur selten unterbrochen von den leisen Worten seiner Frau, die ihre liebe Mühe hatte, ihn ins Bett zu schaffen. Marcus war sicher, dass er damit den gesamten Wohnblock wach hielt. Bis auf Petra, die neben ihm lag und schnarchte.

Marcus' weit aufgerissene Augen hatten sich längst an die Dunkelheit gewöhnt. Er starrte auf die Tür, als erwarte er jederzeit, dass Wilhelm hineinplatzte und ...  
Ja, was?

*Er wird dich schon nicht verprügeln kommen, wies er sich selbst zurecht. Dafür ist er auch viel zu betrunken.*

Er versuchte, sich auf die astralen Kraftlinien zu konzentrieren – aber dafür war er zu betrunken. Sie hatten den Rest des Abends noch einige Flaschen Wein geöffnet. Marcus' Hoffnung, dass sie doch noch einen späten Zug zurück nach Aachen erwischen konnten, hatte sich dabei schnell zerschlagen. Viel geredet hatten sie nicht mehr. Petras Mutter hatte hin und wieder versucht, mit Bemerkungen über das Wetter oder entfernte Verwandte so etwas wie ein harmloses

Gespräch anzufachen. Das brütende Schweigen ihres Mannes hatte aber ausgereicht, jeden Wortwechsel nach wenigen Augenblicken zu ersticken.

Dann hörte das Brüllen und Poltern schlagartig auf. Marcus entspannte sich langsam am ganzen Körper und merkte erst jetzt, dass er die ganze Zeit, steif wie ein Brett dagelegen hatte. Sein Blick ging an die Decke, die mit einem Mal leicht zu rotieren begann.

Er atmete tief und regelmäßig, um den Schwindel zu bekämpfen, passte sich dabei unwillkürlich dem Rhythmus von Petras Schnarchen an.

Mit Mühe gelang es ihm, die immer wiederkehrenden Wellen der Übelkeit niederzukämpfen.

Er sehnte den Schlaf herbei, nicht nur, weil er todmüde war, nicht nur, weil er endlich von dem quälenden Schwindel erlöst sein wollte. Er wollte unbedingt mit Petra allein sein, und in Ruhe mit ihr sprechen. Er vermisste sie regelrecht, obwohl sie nun schon seit fast zwei Tagen keine Minute voneinander getrennt waren. Aber schon in der Zugfahrt nach Bonn hatte sie sich immer mehr in sich selbst zurückgezogen und sie hatten kaum mehr ein Wort miteinander gesprochen.

Er wollte endlich wieder träumen – mit ihr zusammen träumen.

Auch wenn er die astrale Empfindsamkeit generell eher störte, war Alkohol eigentlich kein Hindernis für den Einstieg in die Traumwelt. Tatsächlich konnte er sogar förderlich sein. Elsa Jennings empfahl in ihrem berühmten Buch, abends eine Flasche Wein zu leeren: Er wirke beruhigend, euphorisierend und beschleunige den Schlaf.

Es gelang ihm nicht, sich auf einen konkreten Gedanken zu konzentrieren. Von besagter Passage aus der „Traumwelt“ schweifte sein Denken ab zum ersten Mal, als er dieses Buch gelesen hat. Er muss etwa zehn gewesen sein. Aber auch bei dem Gedanken verweilte er nicht lang. Er trieb immer wieder zu den Worten ab, die Petras Vater von sich gegeben hat, kreiste um Gegenargumente, die er ihm hätte entgegenhalten müssen. Geistreiche Formulierungen, die ihm spontan

nie eingefallen wären, nahmen in seinem Kopf Gestalt an. Dabei fragte er sich selbst immer wieder, wieso er sich von diesen Anfeindungen so getroffen fühlte. Wieso konnte er es nicht als das absurde Gebrabbel eines verstockten Kriegsversehrten abtun. Traf ihn denn der Vorwurf verweichlicht zu sein so sehr? Auf jeden Fall war es die Sache, sich nicht mit der realen Welt zu befassen.

*Mein lieber Herr Arminius, hätte er sagen sollen. Ihre hochgeschätzte Tochter wird Ihnen gegenüber sicher bereits erwähnt haben, dass ich an der Universität Aachen Physik und Ingenieurwesen studiere. Wenn sich in diesem Raum jemand intensiv mit der realen Welt befasst, dann – mit Verlaub – bin ich das.*

Natürlich viel ihm dieser Satz erst jetzt ein – und natürlich hätte er sich niemals getraut, ihn über die Lippen zu bringen.

Der erste Schritt, um die Traumwelt zu betreten, war, sich seines Traumes bewusst zu sein. Damit hatte Marcus in dieser Nacht seine liebe Mühe. Irgendwann tief in der Nacht schreckte er aus wirren Nachtmahren auf, deren Inhalt er sofort wieder vergaß. Er stellte fest, dass er völlig nassgeschwitzt war, hatte aber nicht die Kraft aufzustehen und sich umzuziehen. Einen Moment später war er wieder eingeschlafen.

Diesmal glitt er sanfter in die Träume und blieb sich seines Zustandes bewusst. Doch drohte er schnell wieder abzugleiten, sich zu verlieren in der primitiven Denktätigkeit des normalen Traums. Petra erschien vor ihm, splitternackt, verführerisch, erregend. Ihr verlockender Leib beherrschte sein Denken, ja sein Sein.

Doch das war nicht Petra. Nicht die echte. Nur ein – wenn auch willkommener – feuchter Traum. Es gelang ihm vermutlich nur aus purem Glück – und vielleicht weil der Alkohol seine Libido noch ausreichend unterdrückte – den letzten Rest an Konzentration zu mobilisieren. Er fasste sich wieder und erschuf seinen Traumfokus – einen antiken Gehstock mit versteckter Klinge, wie ihn ein Romanheld seiner Jugend immer trug. So ein Traumfokus war ein Anker der

Konzentration auf dem Weg in die Traumwelt, der dabei half sich seiner selbst bewusst zu bleiben.

Die undefinierte Umgebung aus vagen Eindrücken eines Bettes verblasste. Der Horizont schnurrte zusammen und verlor sich gleichzeitig in der Unendlichkeit. Die Welt war kaum mehr als er selbst. Er umfasste seinen Gehstock und blickte an sich herab. Wie üblich war er wie ein Londoner Hanse-Kaufmann des letzten Jahrhunderts gekleidet. Er war endgültig bereit.

Für ihn erschien der Zugang zur Traumwelt stets wie ein rotlackiertes fernöstliches Holztor. So eines hatte er als Kind mal in einem Tierpark gesehen. Er fand es nach nur kurzem Suchen und trat hindurch.

Instinktiv blickte er nach oben. Am Himmel stand wie gewohnt der Vollmond. Und wie gewohnt befand er sich im Wald. Der Mond strahlte hier so hell, wie er es in der realen Welt nur selten erlebt hatte. Wo er eine größere Lücke in den Baumwipfeln fand warf er scharf umrissene Schatten auf den Boden. Woanders stach das Mondlicht in dünnen Strahlen durch das Blattwerk, die wie Speere zwischen den Büschen und Bäumen standen.

Marcus war jedes Mal aufs neue vom Detailreichtum der Traumwelt fasziniert. Hier war nichts vage und unkonkret. Nichts wich dem Blick aus und verlor sich in Unbestimmtheit. Jedes Blatt war scharf konturiert und fein gezeichnet. Das Rauschen des Windes in den Wipfeln, ja selbst der Geruch des Waldes, alles war so intensiv wie es kein normaler Traum je sein könnte.

Und doch konnten die Menschen diese Welt beherrschen, ihr ihren Willen aufzwingen nur mit der Kraft ihrer Gedanken. So wurde es zumindest behauptet. Petra und er hatten bis auf ihren Treffpunkt noch nichts Wesentliches erschaffen.

Aber Petra war der erste und bisher einzige Mensch, mit dem er überhaupt einen solchen Treffpunkt hatte errichten können. Ein solcher gemeinsamer Anker war unerlässlich, um sich regelmäßig in der Traumwelt finden zu können. Aus irgendeinem Grund war es unmöglich, gemeinsam an derselben Stelle in die

Traumwelt einzutreten. Man traf sich mehr aus Zufall. Erst durch einen solchen gemeinsam erschaffenen Treffpunkt hatte man die Gewissheit, sich auch regelmäßig wiederzufinden.

Einmal erschaffen reichte es stets, sich diesen Treffpunkt vorzustellen, dann fand man ihn in nur wenigen Schritten Entfernung.

Sie hatten sich bei ihrer ersten Begegnung einen großen weißen Baum erschaffen, der im Zentrum einer kleinen Lichtung stand. Der Gedanke daran genügte, Marcus entdeckte ihn hinter drei Eichen zur Linken. Strahlend ragte er vor ihm auf, als er die Lichtung betrat.

Seine Schritte federten auf dem weichen Moos, das die Lichtung wie einen Teppich bedeckte. Er bemerkte sofort, dass er noch allein war. Petra hatte im Schlaf womöglich noch keine ausreichende Ruhe finden können. Kein Wunder, ihr musste dieser Abend ja mindestens genauso unangenehm gewesen sein. Wer weiß, welche wilden Träume sie gerade plagten und davon abhielten, ihren Weg in die Traumwelt zu finden. Wie gern würde er losziehen, um sie zu holen – doch den ersten Schritt musste jeder für sich allein gehen.

So blieb ihm nichts, als sich an den Baum zu setzen und in süßen Erinnerungen zu schwelgen.

Sie hatten sich vor gut einem halben Jahr kennengelernt. Er traumwandelte zu diesem Zeitpunkt schon seit zehn Jahren – wenn auch sehr sporadisch. Sie war tatsächlich zum ersten Mal in der Traumwelt unterwegs gewesen.

Marcus war immer mal wieder auf andere Menschen getroffen, meistens Franken oder Hansestädter, ganz selten sogar Leute aus fernen Ländern, deren Sprache er nicht verstand. Nie aber war aus einer solchen Begegnung eine dauerhafte Bekanntschaft geworden. Nur einmal hatte er mit einem Kölner Hansebürger Adressen ausgetauscht. Die angestrebte Brieffreundschaft war nach ein, zwei Briefwechseln aber wieder eingeschlafen.

Bei Petra war es vom ersten Moment an anders. Sie war ihm im wahrsten Sinne des Wortes mitten im Traumwald vor die Füße gestolpert. Im Nachhinein war es



leicht zu sagen, dass sie sich auf den ersten Blick ineinander verliebt haben. Aber ihren ersten Anblick hatte er noch immer in allen Details vor Augen: Ihre großen rehbraunen Augen, der knabenhafte Kurzhaarschnitt, ihr schlanker Leib von einem elfisch anmutendem Wickelkleid umhüllt, das ihre weiblichen Rundungen nur erahnen ließen. Eine süße Verheißung, die ihn sofort gefesselt hatte. Als sie ihn dann noch mit ihrem fast zu breiten Mund keck angelächelt hatte, um dann gleich wieder vor ihm davonzulaufen, war es um ihn geschehen.

Ihm schoss heute noch die Schamesröte ins Gesicht, wenn er sich daran erinnerte, wie er hinter ihr her gestolpert war, dämliche Sachen rufend wie: „Warte doch! Wer bist du? Sag mir deinen Namen!“ und dergleichen mehr.

Schließlich war sie natürlich stehengeblieben und hatte ihm ihren Namen gesagt. Sie hatten sich lange unterhalten – nicht nur über ihr größtenteils theoretisches Traumwissen. Schon in dieser Nacht erschufen sie den Baum. Erst in der dritten Nacht offenbarte sie ihm, dass sie auch in Aachen studierte. Tags darauf trafen sie sich zum ersten Mal in der realen Welt – und verbrachten Nacht vier gemeinsam bei ihm im Wohnheim.

„Na, wartest du schon lange, mein Elfenprinz?“

Langsam blickte er an Petra hoch, die unvermittelt vor ihm stand. Heute trug sie eine Art Hosenanzug – wie all ihre Traumwelt-Outfits in einem Blauton gehalten. Ihr Gesichtsausdruck war selbstbewusst und frech wie eh und je. Das schüchterne Mädchen, das vor ein paar Stunden noch am Küchentisch ihrer Eltern gesessen hatte, war verschwunden.

Mithras sei Dank!

Lächelnd erhob er sich und sagte: „Ich habe dir schon mal gesagt, dass ich den Ritter von Skye darstelle. DEN Romanhelden meiner Jugend. Und wenn er auch von einer Albionischen Insel stammt, ist er doch ein Mensch.“

Mit dem letzten Wort umarmte und küsste er sie.

„In meinen Augen bleibst du immer ein Elfenprinz“, sagte sie. „Du hast dich wacker geschlagen vorhin.“

Sie küssten sich wieder.

„Ich weiß nicht“, sagte er schließlich. „Du hast mich ja ein bisschen vorgewarnt. Aber ich kam mir völlig überfordert vor.“

„Ach was, du hast schon alles richtig gemacht – nach dem Riesenfehler, von der Traumwelt anzufangen.“

Marcus setzte schon zu einer Erwiderung an, erkannte aber noch rechtzeitig ihr Lächeln, das sie immer aufsetzte, wenn sie ihn necken wollte.

Er wollte sie packen, sie entglitt aber seinem Griff und lief davon. Er setzte sofort nach und erwischte sie nach kurzer Jagd durch die umliegenden Bäume. Sie fielen lachend in den weichen Waldboden, wo sie eine Weile umhertollten.

Schließlich lagen sie schwer atmend übereinander – sie oben, er unten.

„Sag mal, was meinte dein Vater eigentlich mit dieser Leuchterscheinung, die er da gesehen haben will?“

Schlagartig schwanden jedes Lächeln und jede Lust aus Petras Gesicht. Ohne ein Wort zu sagen stand sie auf.

„Was denn?“ Marcus richtete sich auf. „Hab ich was falsches ...?“

Er stand ganz auf und ging zu ihr. Als er sie an die Schultern fasste, schalt er sich innerlich selbst für die Unbeholfenheit dieser Geste. Aber sie ließ sie zu.

„Tut mir leid“, sagte er nur.

Sie legte ihre Hand auf die seine und drehte sich zu ihm um.

„Nein“, sagte sie. „Tut mir leid. Das kannst du ja nicht wissen. Aber diese ... Geschichte hat meinem Vater fast noch mehr geschadet als seine Kriegsverletzungen. Eine Zeitlang litt unsere Familie ziemlich doll darunter. Er ging damit nämlich ganz schön hausieren, wollte unbedingt beweisen, dass er Recht damit hatte, dass die meisten Vampirlords damals entkommen waren und nun irgendwo in ihrem Versteck darauf lauern, Europa und die Welt erneut mit Krieg überziehen zu können.“

Das ging nachher soweit, dass er festgenommen und eingeliefert wurde. Da war ich zwölf oder so. Wir konnten von Glück sagen, dass sie ihm die Kriegsver-

sehrtenrente nicht gestrichen haben. Die Ärzte attestierten ihm damals aber Hirnschädigungen als Spätfolge des Kampfgases, das er eingeatmet hatte.“

„Was war denn mit seinen Kameraden? Die hätten das doch auch sehen müssen.“

„Marcus! Meinst du, darauf sind wir nicht selbst gekommen? Papa war der einzige Überlebende seiner Einheit. Die meisten sind an den Folgen der Gasvergiftung gestorben. Viele davon erst lange nach dem Krieg, aber am Ende waren sie alle tot. Er hat sich dann auf die Suche nach anderen Soldaten gemacht, die ähnliches bei der Belagerung anderer Burgen gesehen haben. Er hat sogar ein paar zwielichtige Gestalten aufgetrieben, die seine Geschichte bestätigen wollten. Aber die hätten ihm für Geld alles erzählt – Geld, das er ihnen bereitwillig gegeben hat. Geld, das unserer Familie zum Leben fehlte.“

Marcus nahm sie in den Arm. Ihr Körper blieb aber steif, die Arme vor der Brust verschränkt.

Er nahm sie an den Schultern, streckte die Arme und blickte sie aus Armeslänge Entfernung an.

„Komm“, sagte er, „lass uns zu unserem Märchenbaum gehen und von etwas anderem reden.“

Sie nickte und lächelte mit zusammengepressten Lippen.

Als sie es sich an dem Baumstamm gemütlich gemacht hatten – Petra lehnte ihren Kopf an seine Schulter und rollte sich fast wie ein Embryo zusammen – sagte Marcus: „Ich hab dir noch gar nicht von meinem Gespräch mit Dr. Bender erzählt. Ich darf ihn seit gestern ja Frank nennen. War irgendwie komisch, von einem nur drei, vier Jahre Älteren formell das Du angeboten zu bekommen. Aber es ehrt mich trotzdem. Immerhin ist er mein Dozent und ein hervorragender Wissenschaftler. Aber das war eigentlich gar nicht das Wichtige. Er will mich nämlich Professor Deichsel vorstellen. Ich hatte doch erzählt, dass ich unbedingt in das Raketenprojekt einsteigen will. Und der Deichsel ist meine Eintrittskarte. Naja, eigentlich war das meine letzte Arbeit über den Energieauf-

wand, der aufgebracht werden müsste, um eine Rakete auf Fluchtgeschwindigkeit zu bringen. Dr. Bender – ich meine Frank – hat sie ihm vorgelegt. Und sie hat ihm offenbar gefallen. Jetzt möchte er sich mit mir treffen. Ist das nicht toll?“

Er blickte zu Petra hinunter, die noch immer reglos an seiner Schulter kauerte. Wären sie nicht bereits in der Traumwelt hätte er gedacht, dass sie eingeschlafen war.

„Alles in Ordnung?“, fragte er.

„Ich höre dir zu, mein Schatz“, sagte sie. „Erzähl nur weiter.“

„Gut ... ähm ... Naja, und Professor Deichsel leitet das Projekt an der Aachener Uni. Das Gesamtprojekt ist bundesweit über ein Dutzend Hochschulen verteilt: Aachen, Paris, Berlin, Wien, Heidelberg, Toulouse. Ich kriege sie jetzt gar nicht alle zusammen. Und der Leiter des Gesamtprojekts ist eben der Professor von Braun, weißt du ja. Aber bis ich den mal zu Gesicht bekomme ...“

Marcus lehnte seinen Kopf an den Baumstamm und schaute zum vollen Mond, der reglos am Himmel stand. Hell wie er war, musste er die Augen zusammenkneifen. Der Mond befand sich in der Traumwelt stets senkrecht über dem 35. Meridian, oder so – direkt über den Mondbergen und der Wiege der Menschheit.

„Weißt du, woran ich gerade denken muss?“, fragte er. „Das Transsilvanische Reich soll damals ja auch schon mit Kriegsraketen experimentiert haben. Und auch sonst hatten die teilweise ganz schön abgefahrene Fluggeräte. Ich habe mal was über ein riesiges Luftschiff gelesen, eine Konstruktion mit vier gewaltigen Auftriebskörpern. Dazwischen war eine Plattform angebracht, auf der eine ganze Flotte Tragschrauber starten und landen konnte. Kam angeblich aber nie zum Einsatz.“

Trotzdem – wer weiß, was dein Vater da gesehen hat. Kann doch sein, dass ...“

„Marcus!“

Der angesprochene zuckte zusammen, als Petra mit einem Mal aufsprang.

„Hast du mir eben nicht zugehört?“ rief sie. „Mein Vater hat gar nichts gesehen. Das war eine Halluzination durch das Kampfgas, das er bei der Belagerung eingeatmet hat. Die Vampirlords sind besiegt und tot, seit zwanzig Jahren. Das ist alles dokumentiert und erforscht. Wir haben Frieden. Begreift das endlich!“

Sie drehte sich um und noch während sie die Lichtung verließ, verblasste ihre Gestalt, bis sie ganz verschwunden war.

Marcus blieb allein in der Traumwelt zurück.

Der nächste Tag verging für Marcus selbst wie in einer Art Traum. Sie standen früh auf, frühstückten schweigend mit Petras Eltern und brachen nach einer unbeholfen knappen Verabschiedung auf. Die ganze Zugfahrt über sprachen Petra und er kaum ein Wort miteinander. Sie hockte von häufigen Toilettenbesuchen unterbrochen mit angezogenen Beinen auf ihrem Sitz und starrte aus dem Fenster.

Marcus saß ihr die ganze Zeit reglos gegenüber, traute sich nicht, sie anzusprechen. Er traute sich auch nicht, ein Buch oder seine Studienunterlagen rauszuholen. So verbrachte er die Fahrt damit zu warten, ob sie nicht doch noch gewillt war, seine Versuche, Blickkontakt aufzunehmen zu erwidern. Wenn sie ihn doch wenigstens anmeckern würde.

Zurück in Aachen verabschiedete sie sich auf dem Bahnhof mit einem flüchtigen Kuss und murmelte etwas davon, dass sie ihre Sachen in ihre Wohnung bringen wolle. Sie teilte sich eine kleine Bude mit einer Freundin in Bahnhofsnähe. Ehe er den Mut aufbringen konnte zu fragen, ob er sie begleiten dürfe, war sie auch schon im Gewühl auf dem Bahnsteig verschwunden.

„Ich hab's versaut“, war sein einziger Gedanke auf dem Weg ins Studentenwohnheim. Die Frage, wie genau er das überhaupt angestellt hat, blitzte dabei nur am Rande seines Bewusstseins auf. Die Trauer um den offensichtlichen Verlust Petras beherrschte alles.

Das Wohnheim war ein Hochhausblock aus Betonplatten am Rande des Campus'. Durch sein Stipendium stand ihm dort eine Einzelwohnung mit zwei kleinen Zimmerchen zu. Er warf die Wohnungstür hinter sich zu, ließ seine Tasche mitten in der winzigen Diele fallen – und sich selbst zwei Schritte weiter auf das Bett in seinem Schlafzimmer.

Sie hatten die Nacht vor der unsäglichen Bonn-Fahrt hier verbracht. Das Schlafsofa war noch aufgeklappt, das Bettzeug lag noch ungemacht darauf – und roch nach ihr.

Marcus lag in Jacke und Schuhen auf dem Bett und ließ einfach die Zeit vergehen.

Bis ihn die Türklingel aus seiner Reglosigkeit riss.

Er muss ein erbärmliches Bild abgegeben haben, als er die Tür öffnete. Doch das scherte Petra nicht. Sie fiel ihm um den Hals, deckte ihn mit Küssen ein und schob ihn, die Tür mit der Hacke hinter sich zuschlagend zurück ins Bett. Auf dem kurzen Weg dahin war es ihr gelungen, ihn von der Jacke und fast sogar von seinem Hemd zu befreien.

Sie schliefen so wild und intensiv miteinander, dass es Marcus alle Zweifel aus dem Bewusstsein fegte. Danach waren sie dermaßen erschöpft, dass an einen Besuch der Traumwelt nicht mehr zu denken war. Sie fielen in tiefen traumlosen Schlaf.

## 2.

Als Marcus am nächsten Morgen von der Sonne geweckt wurde, war sein erster Gedanke, dass sie ihren Zug nach Bonn verpassen würden. Selbst nachdem ihm die Ereignisse der letzten zwei Tage wieder eingefallen waren, kamen sie ihm irgendwie unreal vor. Petra schlief noch tief und fest neben ihm. Nackt lag sie quer ausgebreitet auf dem Bett, ein Bild völliger Entspannung und Zufriedenheit.

Vielleicht war dies der Beste Ansatz, mit den vergangenen Tagen umzugehen – einfach so tun, als hätte es sie nie gegeben.

Leise schlich er aus dem Schlafzimmer. Ein Blick auf die Uhr zeigte ihm, dass er noch ein paar Stunden Zeit hatte, bis er an der Uni sein musste. Gleich als erstes stand heute das Gespräch mit Frank und Professor Deichsel an. Er würde die Zeit brauchen, sich angemessen in Schale zu werfen.

Als er sich nach ausgiebiger Dusche und gewissenhaftem Ankleiden mit einem Kuss von Petra verabschiedete, quittierte sie dies mit einem wohligen Brummen und rollte sich unter der Decke zusammen.

„Herr Professor Deichsel, es ist mir eine große Ehre. Ich habe mit Begeisterung Ihre Abhandlung über den Energiegehalt von Flüssigtreibstoffen bei Rückstoß-Motoren gelesen. Sie hat mir die Augen über die grundlegenden Probleme bei der Erreichung der Fluchtgeschwindigkeit geöffnet.“

Marcus verneigte sich vielleicht einen Hauch zu stark, als er dem Professor die Hand reichte. Einen Moment später hoffte er, nicht allzu unterwürfig zu wirken. Der Gedanke sorgte jedoch nur dafür, dass sein Kopf noch röter anlief, als ohnehin schon.

Deichsel ergriff die Hand mit festem Griff und lächelte milde.

„Die Ehre ist ganz meinerseits“, sagte er. „Wie mir scheint, haben Sie sich ja gleich eine Lösung dafür ausgedacht.“

Marcus' Ohren schienen mittlerweile zu brennen.

„Naja“, sagte er, „vermutlich ist mein Ansatz eher naiv. Ich ...“

„Nein, nein“, wurde er sogleich unterbrochen. „Ihre Idee, die Rakete in Stufen zu unterteilen, ist äußerst pfiffig. Wenn man von herkömmlichen Energieträgern ausgeht, scheint sie mir sogar die einzig gangbare Möglichkeit zu sein.

Aber nehmen wir doch Platz!“

Frank Bender, der sich im Hintergrund hielt, nachdem er die beiden miteinander bekannt gemacht hatte, übernahm nun wieder die Rolle des Gastgebers.

„Natürlich“, sagte er und wies auf den Tisch in der Mitte des kleinen Besprechungsraumes. „Möchte einer der Herren einen Tee oder Kaffee?“

Nachdem alle ihre Plätze eingenommen und sich mit dem Heißgetränk der Wahl versorgt hatten, ergriff Deichsel wieder das Wort und die Gesprächsführung: „Herr Carl, ich möchte gleich auf den Punkt kommen. Ich erwäge ernsthaft, Sie in das Projekt zu holen. Ihre Arbeit hat mich nicht nur wegen besagter Idee beeindruckt. Ihre Berechnungen sind unabhängig davon sehr exakt und elegant. Sie haben zudem an Variablen gedacht, die viele andere übersehen. Jemanden wie Sie könnten wir gut gebrauchen.“

Wissen Sie, die Dezentralisierung des Gesamtprojekts ist eine gute Sache. So kann sich jede Hochschule voll auf ihre jeweiligen Stärken konzentrieren. Aber man entwickelt dadurch auch gewisse Scheuklappen und verliert den Blick für das große Ganze. Sie haben diesen Blick fürs Ganze noch – und zudem würden Sie frische neue Gedanken beisteuern.

Um die Sache kurz zu machen: Ich möchte, dass Sie einen Vortrag halten. Stellen Sie der Projektgruppe Ihre Rechenwege vor. Ich bitte Sie allerdings darum, Ihre Berechnungen noch um den Fall zu erweitern, dass ein Treibstoff mit deutlich höherer Energiedichte angenommen wird.

Schaffen Sie das bis, sagen wir Donnerstag? Ich würde dann den Termin organisieren lassen.“

Marcus nickte. „Ähm ja, natürlich. Ich mache mich sofort an die Arbeit. Aber ...“

Er blickte zwischen Frank und dem Professor hin und her.

„Fragen Sie ruhig!“ sagte Deichsel. „Dafür sitzen wir ja hier.“

„Nun ja ... was meinen Sie mit 'deutlich höher'? Ich bin in meinen Berechnungen bereits von Treibstoffen mit den höchsten Energiegehalt ausgegangen. Selbst in der Theorie ist da kaum mehr möglich. Ich meine, ich rechne das gern mal mit dem Faktor eins Komma fünf durch.“

Professor Deichsel lächelte und sagte: „Ich dachte da mehr an den Faktor zehn.“



Wieder ging Marcus' Blick hilfeschend in die Runde. Frank machte aber keine Anstalten, sich zu äußern.

„Äh ... gern“, sagte Marcus schließlich. „Das ergibt sicher sehr interessante Konsequenzen.“

„Sie machen das schon“, sagte Deichsel. „Ihr Vater ist Offizier, richtig?“  
Der abrupte Themenwechsel riss Marcus nun endgültig aus der Bahn.

„Ja“, sagte er. „Hauptmann einer Fernmeldeeinheit.“

„In welchem Zirkel hat er Sie denn schon eingeführt?“

„Zirkel? Ich verstehe nicht ...“

Diesmal war es Deichsel, der fragend in Franks Richtung blickte – allerdings ohne jede Unsicherheit. Als dieser nichts erwiderte, erhob der Professor sich kurzerhand.

„Gut“, sagte er. „Ich habe noch zu tun.“ Marcus würdigte er keines Blickes mehr, nickte nur noch Frank zu und sagte: „Herr Doktor Bender.“

Dann drehte er sich ohne ein weiteres Wort um und verließ den Raum.

Die verhallenden Schritte des Professors auf dem Flur waren einen Moment lang die einzigen Geräusche, die den kleinen Besprechungsraum erfüllten.

Dann herrschte Frank Marcus an: „Was war das denn eben? Bist du bescheuert? Ich habe Deichsel wochenlang belatschert, dass er deine Arbeit liest. Wie steh ich denn jetzt da?“

„Was ... was habe ich denn gesagt? Ich verstehe das selbst nicht.“ Marcus versank regelrecht in seinem Sitz. So zornig erfüllt kannte er seinen Dozenten gar nicht.

Dieser vergrub sein Gesicht in den Händen und blickte nach einer Weile wieder auf. Wesentlich ruhiger sagte er: „Tut mir leid. Aber wieso hast du ihm denn nicht einfach erzählt, in welchem Zirkel du bist? Ich versteh ja, dass du nervös bist, aber so geistesgegenwärtig hättest du doch sein können.“

Langsam platzte Marcus die sprichwörtliche Hutschnur. „Ich höre immer nur Zirkel“, rief er. Er räusperte sich schnell, da seine Stimme drohte, sich zu über-

schlagen. „Was ... Sind damit die Mithraistischen Zirkel gemeint, oder was? Ich verstehe überhaupt nicht, was das damit zu tun haben soll. Wir sind doch Wissenschaftler.“

Frank zog die Augenbrauen hoch und lächelte gequält. „Natürlich sind wir das“, sagte er. „Und du hast sogar das Zeug zu einem sehr guten. Aber – um offen zu sein – manchmal bist du noch ganz schön naiv. Zum Wissenschaftler-sein gehört eben auch eine ganze Menge Politik.“

Ich weiß, ich hätte dich vielleicht vorher fragen sollen. Aber nun mal im Ernst: Dein Vater ist doch Offizier. Ich bin einfach davon ausgegangen, dass er dich wenigstens in den zweiten Zirkel eingeführt hat.“

In Marcus' Kopf rasten die Gedanken. Natürlich war er nicht völlig bescheuert. Seine erste Verwirrung war gewichen und ihm war klar, dass er jetzt besser aufpasste, was er sagte. Als Offizier war sein Vater selbstverständlich in der Kirche – anders hätte er beim Militär gar nicht Karriere machen können. Sie hatten zu Hause auch einen Mithras-Altar, sein Bruder und er waren durchaus gläubig im Sinne der Männer-Religion erzogen worden. Aber ihr Vater hatte sie nie mitgenommen, wenn er zu Gottesdiensten ging. Marcus wusste nicht mal, in welchem Zirkel er war. Als Kinder hatten sie immer mal wieder gefragt, wann er sie denn mitnehme, waren aber stets auf später getröstet worden.

In den letzten Jahren hatte er nicht mehr gefragt, war dieser Frage sogar mehr und mehr aus dem Weg gegangen – vor allem, weil er kaum mehr Interesse daran hatte. Er wollte Raketen bauen, die zu den Monden und Planeten fliegen sollten – nichts weiter. Er wollte nicht in die Kirche eingeführt werden, er wollte auch kein Soldat oder Offizier werden.

Marcus erhob sich. Er musste jetzt schnell aus der Nummer raus und Zeit gewinnen. Frank erwartete jetzt mit Sicherheit irgendein Codewort oder eine geheime Geste, die ihn als tiefer eingeweihtes Mitglied der Mithraskirche auswies.

„Entschuldige, Frank. Ich bringe das wieder in Ordnung. Nenn mich ruhig naiv, vermutlich hast du damit auch recht. Ja, ich war aufgeregt – ich bin's auch jetzt noch. Gleich morgen gehe ich zu Deichsel und entschuldige mich bei ihm.“

Auch Frank erhob sich jetzt und sagte: „Das lass mich mal lieber ...“

Marcus unterbrach ihn sofort: „Nein, Frank, ich habe das verbockt – also rücke ich das auch wieder gerade. Und jetzt entschuldige mich, ich muss einen Vortrag vorbereiten.“

Er riss beinahe den Stuhl um, als er versuchte, möglichst schnell den Raum zu verlassen. Es gelang ihm ohne größere Unfälle – und ohne dass Frank ihn noch einmal ansprechen konnte.

In seiner Bude hatte er Petra nicht mehr angetroffen. Es lag nur ein Zettel von ihr auf dem Küchentisch, dass er heute nicht auf sie warten müsse. Nach der Uni wolle sie noch mit ihrer Mitbewohnerin um die Häuser ziehen.

Er selbst wollte heute nicht mehr zur Uni. Weder der Vorlesung in Sphärenphysik noch dem Praxisseminar in Metallkunde würde er heute ernsthaft folgen können.

Also hatte er sich an seinem kleinen Schreibtisch im Schlafzimmer eingerichtet, um an dem Vortrag zu arbeiten, von dem er nicht mal wusste, ob er ihn jemals würde halten dürfen.

Die erste Stunde hatte er versucht, sein bisheriges Papier noch mal durchzugehen. Dabei hatte er alle fünf Minuten zurückblättern müssen, weil er den Faden verloren hatte.

Stunde zwei verbrachte er damit, zu überlegen, was genau er seinen Vater fragen sollte, wenn er ihn heute noch anrief. Es gab einen Gemeinschafts-Apparat in dem Studentenwohnheim, von dem aus er nach Hause telefonieren konnte – ja, musste, wenn er morgen bei Deichsel etwas vorweisen wollte. Aber es fiel ihm nichts Überzeugendes ein. Also beschloss er, erst einmal in Deichsels Büro nachzufragen, ob er morgen überhaupt einen Termin bekommen würde.

Da er nur mal schnell telefonisch nachfragen wollte, verbrachte er Stunde drei wartend vor dem Gemeinschafts-Apparat, der von einem Kommilitonen besetzt war, der lang und breit mit seiner Mutter sprach. Am Ende konnte er sich perfekt mit dem Verwandtschaftsgeflecht in einem kleinen Örtchen namens Ottweiler irgendwo in Oberlothringen aus. Das positive Ergebnis der Warterei war immerhin, dass Deichsels Sekretärin ihm erst für Mittwoch einen Termin geben konnte. Das gab ihm etwas Luft, sich zu der Kirchenzirkel-Schöse etwas auszu-denken – denn heute fiel ihm dazu mit Sicherheit nichts mehr ein. Außerdem hatte er jetzt mächtig Hunger.

In Stunde vier nahm er in der Mensa ein verspätetes Mittagessen ein.

Stunde fünf verbrachte er erneut an seinem Schreibtisch, wo er mit vollem Bauch und freiem Kopf etwas besser vorankommen wollte. Allerdings erneut ohne Erfolg.

Als er seine Notizen der heutigen Arbeit noch einmal überflog, knüllte er kurzerhand alles zusammen, sprang auf und begab sich in den Knobelbecher – seine bevorzugte Studentenkneipe.

„Marcus, alte Hütte! Du hier und nicht auf dem Mars?“

Marcus blickte von seinem Bier auf in das grinsende Gesicht von Daniel Reinberg. Bei ihm waren Maren König und ein Junge, den er nicht kannte. Die beiden anderen hatte er über Petra kennengelernt. Daniel studierte zur Zeit wohl gerade Philosophie – das wechselte beinahe wöchentlich – und Maren war angehende Astralogenin.

„Du hier und nicht in Moskau?“, gab Marcus zurück. Er hatte sich nicht umsonst an den kleinsten Tisch in der hintersten Ecke gesetzt.

Er machte daher auch keine Anstalten, den Neuankömmlingen Platz anzubieten.

„Hol uns mal Stühle, Kleiner“, sagte Daniel zu dem Jungen. „Ist ja sonst echt kein Tisch mehr frei.“

Als die ersten beiden Sitzgelegenheiten gebracht wurden, schnappte Daniel sich eine davon und rückte an Marcus heran. Maren setzte sich augenverdrehend dazu.

„Naja, ist ja ein gemütliches kleines Eckchen hier“, plapperte Daniel weiter. „Aber um auf Deine Frage zurückzukommen: In Moskau war die Revolution bereits erfolgreich. Hier ist noch eine Menge zu tun. Also bin ich hier.“

Als er zwei Tische weiter eine Bedienung erblickte, stand er auf und rief seine Bestellung durch den halben Saal: „Drei Bier, holde Maid! Nach getanem Tagwerk dürsten unsre trockenen Kehlen nach kühlem Nass.“

Nein, es war ihm nicht peinlich – nicht im Geringsten. Maren schien es offensichtlich anders zu gehen – aber sie ergab sich in ihr Schicksal.

Und irgendwo war er ja auch ein netter Kerl. Da kannte Marcus wahrlich schlimmere Gesellen.

Mittlerweile hatte der Junge auch einen Stuhl für sich ergattern können und setzte sich dazu.

„Hier, Jesco, komm ran!“, sagte Daniel zu ihm. „Darf ich Dir den Helden vorstellen, dem allein es gelungen ist, das Herz der schönen Petra zu erobern.“

„Danny!“

Maren unterstrich ihren Ausruf mit einem Hieb gegen Daniels Schulter.

Sogleich wandte dieser sich seiner Freundin zu und setzte eine Unschuldsmiene auf. „Kein Grund zur Eifersucht, mein Schatz. Ihr seid selbstredend noch tausendmal schöner.“

„Quatsch nicht so geschwollen“, antwortete sie. „Ihr wart doch alle scharf auf sie.“

Dann wandte sie sich Marcus zu: „Wo ist Petra denn gerade?“

„Keine Ahnung“, sagte er. „Sie zieht mit Diane um die Häuser.“

Maren schaute ihm nun direkt in die Augen. Zumindest versuchte sie es, denn er wich ihrem Blick aus.

„Ist alles in Ordnung?“, fragte sie.

„Ja, klar. Naja, das Studium nervt gerade.“

„Hey!“, übernahm Daniel wieder das Wort. „Jesco hier ist auch ein absoluter Raketen-Fan. Ihr solltet euch mal unterhalten. Aber er ist auch ein kluger politischer Beobachter. Ich hatte ihn heute fast schon soweit, den Waffenbau für etwas Sinnvolleres fahren zu lassen.“

Damit hatte er Marcus.

„Ich baue keine Waffen“, sagte er und blickte von seinem Bier auf. „Ich entwickle Raketen, die Traglasten in den Erdorbit und darüber hinaus transportieren sollen.“

Daniel grinste über das ganze Gesicht. „DU entwickelst Raketen?“

„Ich betreibe Grundlagenforschung dafür und beabsichtige, bei dem Raketenprojekt des Fränkischen Bundes teilzunehmen.“

„Ach ja ... davon hattest Du mal erzählt.“ Daniel tat, als dachte er nach. „Hattest Du da nicht die Tage ein Gespräch mit dem Obermufti hier in Aachen?“

In diesem Moment kam ihre Bestellung. Marcus nutzte die Gelegenheit, leerte sein Glas in einem Zug und bestellte gleich nach.

Daniel und er hatten diese Diskussion schon oft geführt – fast im gleichen Wortlaut sogar. Aber irgendwie hatte Marcus jetzt Lust auf Streit.

Während Daniel seinen ersten Schluck nahm, ergriff er gleich das Wort – auch um das für ihn eher peinliche Thema schnell zu überspielen: „Und auch das Raketenprojekt des Bundes hat die zivile Raumfahrt zum Ziel. Es sollen Nutzlasten wie Sensorenplattformen und irgendwann sogar Menschen befördert werden.“

„Ach, nur Menschen dürfen das All erobern?“, fragte Maren grinsend. Auch sie konnte große Freude an einem derartigen Disput haben.

„Nein, natürlich können auch Elfen, Zwerge und meinetwegen Satyrn befördert werden, falls man einen findet, der mit will“, sagte Marcus.

„Man kann ja schon froh sein, dass Frauen und Ausländer nicht von vornherein ausgeschlossen sind.“

„Das ist ungerecht, Maren! Du weißt ganz genau, dass ich weder Rassist noch Nationalist noch Sexist bin. Ich trete offen für eine freie völkerverbindende Wissenschaft ein.“

„Du vielleicht“, schaltete Daniel sich wieder ein. „Aber bei den Finanziers und Förderern dieses Raketenprojekts sieht es mit Sicherheit ganz anders aus.“

Jesco hatte bislang nur schweigend am Rand gesessen und aufmerksam zugehört. Nun aber lehnte er sich etwas vor uns sagte: „Wenn ich da mal einhaken darf: Das ist doch überhaupt nicht das Problem. Dass diese Raketen zunächst für die genannten Sensorenplattformen und bald auch für Passagiere entwickelt werden, steht selbst für etwaige Hintermänner außer Frage. Denn es geht ja zunächst auch darum, der Welt zu zeigen, dass der Fränkische Bund eine technologische Vorreiterrolle einnehmen kann. Aber sobald die erste Rakete erfolgreich gestartet ist – und da dürfen wir uns nichts vormachen – wird der Welt klar sein, dass sie auch ganz andere Nutzlasten transportieren kann.“

Marcus nahm den Jungen erstmals so richtig wahr. Er mochte gerade mal 18 sein. Für einen Erstsemester knapp zu jung – ohnehin hätte er ihn dann mit Sicherheit schon mal gesehen. Vermutlich stand er kurz vor dem Abitur und schnupperte für ein paar Tage ins Hochschulleben rein.

Jesco nahm seinen Blick als Aufforderung, weiterzusprechen.

„Vermutlich hast Du schon mal von den Gerüchten gehört, woran Professor Heisenberg gerade arbeitet.“

„Das ...“, Marcus war sichtlich verblüfft. Ja, er kannte die Geschichten, wonach in Berlin nicht nur an einer friedlichen Nutzung der Atomkraft gearbeitet wurde. So etwas äußerte man aber besser nicht laut, wenn einem an einer Uni-Karriere gelegen war. „Das sind nur Gerüchte. Außerdem ist noch gar nicht gesagt, dass so ein Apparat wirklich funktionieren kann.“

Jesco hatte seine Stimme dankenswerterweise zu einem Flüstern gesenkt.

„Jaja ... alles Uran der Welt reicht nicht aus, um eine Bombe zu bauen. Von Einstein hat man seit seiner Emigration auch lange nichts mehr gehört.“

Marcus lachte auf. „Lebt der überhaupt noch?“

Sein Lachen klang auch für ihn selbst bemüht. Er machte sich selbst ja nichts vor. Dass man mit der Technologie, die hinter der Mondrakete steckte, auch in der Lage war, Bomben nach London, Moskau, Atlantis, China oder Amerika zu tragen, war ihm natürlich klar. Er war ja nicht naiv. Bis gestern hätte er noch angeführt, dass die völkerverbindende Wirkung eines Weltraumprojektes alle Bedrohungsszenarien überstrahlen würde.

Heute hatte er irgendwie die Lust verloren, das Projekt zu verteidigen. Zu seinem Glück wurde er einer weiteren Antwort enthoben.

Sein Bier kam.

Nachdem sie noch einmal alle miteinander angestoßen hatten, fragte er in die Runde: „Seid ihr eigentlich in irgendwelchen Zirkeln?“